Im Feldzug gegen Gottes Feinde?

Vom Gewalt- und Friedenspotential der Religion.

VON CHRISTIANE TIETZ

Dr. Christiane Tietz, Professorin für Systematische Theologie und Sozialethik, Evangelisch-theologische Fakultät der Universität Mainz.

Oft wurde in den letzten Jahren der Vorwurf laut, Religionen seien verantwortlich für Gewalt und Krieg. Religiöse Menschen würden durch ihren Glauben intolerant und fanatisch. Frieden in der Welt sei nur möglich, wenn man Religion hinter sich lasse.

Doch haben politologische Studien gezeigt, dass Religion nur selten selber Konflikte auslöst. Die meisten gewaltsamen Konflikte brechen aus ökonomischen und machtpolitischen Gründen auf. Religion aber kann Zwietracht verschärfen. Und wenn sie dies tut, dann immer erheblich.

Konfliktverschärfende Elemente von Religion

Religion verschärft ökonomische oder politische Gegnerschaft, wenn sie den Gegner nicht nur als den eigenen Feind, sondern auch als Feind Gottes versteht. Der Philosoph Jean-Jacques Rousseau schätzt die Folgen realistisch ein: „Selbst Engel würden mit den Menschen nicht in Frieden leben, wenn sie dieselben als Feinde Gottes betrachteten."

Ähnlich zuspitzend wirkt es, wenn Religion zu Kompromissen unfähig macht: etwa dadurch, dass man bestimmte Vorschriften als göttlich behauptet, weshalb diese nicht zur Disposition gestellt werden dürfen und alle Mittel zu ihrer Durchsetzung heilig erscheinen.

Schädlich ist schließlich ein in fundamentalistischen Kreisen zu findendes Verständnis der Moderne, das die neuzeitliche Autonomie und den selbstständigen Vernunftgebrauch als den großen Abfall von Gott sieht. Fundamentalisten meinen dann, auf rationale Begründung ihrer Positionen verzichten zu dürfen, und halten es für legitim, ihre Überzeugungen auch dann (und notfalls gewaltsam) durchzusetzen, wenn diese nicht von allen freiwillig akzeptiert werden.

Kurz gesagt: Durch ihren Bezug auf etwas Unhinterfragbares, Transzendentes kann Religion Konflikte aufladen und sich der argumentativen Auseinandersetzung mit Andersdenkenden konfliktverschärfend verweigern.

Angesichts dieser reichlich ernüchternden Bestandsaufnahme scheinen diejenigen Recht zu haben, die fordern, man solle auf Religion verzichten. Doch hier ist wohl die Mahnung des Philosophen Odo Marquard zu beherzigen: „Wer angesichts von Knollenblätterpilzen die Forderung erhebt, man solle das Essen gänzlich bleibenlassen, der geht einfach zu weit." Eher wird es darauf ankommen – um im Bilde Marquards zu bleiben –, zwischen solchen Elementen von Religion, die dem Frieden „bekömmlich" sind, und solchen, die es nicht sind, zu unterscheiden. Das ist möglich, weil in allen Religionen Gewalt- wie Friedenspotentiale existieren. Das gilt beispielsweise auch für das Christentum. Was sind hier die Frieden fördernden Elemente?

Frieden fördernde Elemente des Christentums

Das christliche Nachdenken über Frieden setzt ein bei Gott und bei dem Verhältnis des Menschen zu

Gott. Im antiken Christentum wurde dieses Verhältnis beispielsweise als Feindschaft des Menschen gegen Gott beschrieben, weil der Mensch meine, Gott enthalte ihm sein Glück vor. Aus christlicher Sicht, so haben die Theologen demgegenüber erinnert, reagiert Gott darauf aber nicht seinerseits mit Feindschaft, sondern mit bedingungsloser Liebe. Während Feindschaft zwischen Menschen sich oft als Reaktion auf Feindschaft versteht und die Antwort auf die Frage, wer mit der Feindschaft angefangen hat, zur Voraussetzung für Frieden wird, appelliert die christliche Gottesvorstellung an eine andere Logik: Frieden beginnt mit einem einseitigen, zuvorkommenden Unterfangen, welches die Feindschaft des anderen quasi ins Leere laufen lässt.

Auch im Verhältnis des Menschen zu sich selbst kann es so etwas wie Feindschaft geben. Angesichts seiner Vergangenheit kann ein Mensch sich selbst Feind sein, also sich dafür hassen, was er getan oder unterlassen hat. Wenn die christliche Tradition Gott als jemanden beschreibt, der jedem Menschen bedingungslos zugewandt ist, dann behauptet sie, dass der Mensch nicht durch die Taten oder Unterlassungen definiert wird. Für sein Verhältnis zu Gott sind sie nicht konstitutiv. Durch Gott wird der Mensch von dem, was er tut, unterschieden. Dies ermöglicht ihm wiederum, sich davon zu distanzieren oder sich damit auseinanderzusetzen. Gleichzeitig aber steht der Mensch mit seinen Taten und Unterlassungen in diesem Gottesverhältnis. Anders formuliert: Gott hält es aus mit dem, was der Mensch an sich hasst. Deshalb kann auch der Mensch es „bei sich selbst aushalten" (Friedrich Nietzsche) – und Frieden mit sich selbst finden. Das hilft ihm, wie psychoanalytische Untersuchungen gezeigt haben, selbstbezüglichen Hass nicht auf andere zu übertragen.

Auch gegenüber der Tatsache, dass Religion manchmal benutzt wird, um die eigene (wirtschaftliche und militärische) Stärke als Ausdruck göttlicher Gunst zu interpretieren, vermag der recht verstandene christliche Glaube korrigierend zu wirken. Er macht die Einsicht geltend, dass der Wert eines Menschen nicht von dessen Stärke oder Schwäche abhängt, sondern von der ungeschuldeten Bezogenheit Gottes auf ihn. Diese gilt allen Menschen gleich. Deshalb besitzt auch der Schwache Menschenwürde.

Frieden ist umfassend lebensförderlich

Frieden ist für die biblischen Texte freilich mehr als die Abwesenheit von Feindschaft. Er ist ein umfassend lebensförderlicher Zustand, „Schalom". Wo hingegen Frieden zwar Abwesenheit von Krieg, jedoch nicht lebensförderlich für den anderen ist, dort herrscht nicht wirklich Frieden. Dort ist im Gegenteil ein Streit gefordert, der Konstellationen aufdeckt und abschafft, die dem Leben des anderen schaden.

Insofern heißt Frieden mit dem anderen nicht Ignoranz. Frieden mit einem anderen haben heißt, sein Leben fördern. Nur durch einen solchen Frieden lässt sich Krieg dauerhaft vermeiden. —

Fotos: Privat/epd bild, Rüdiger Niemz/Getty Images, Ross Land